



Die Zeit verwischt, die Zeit läuft uns weg. Je schneller der Takt der Technik, desto entmündigter der Bürger? Von wegen. Mit der Beschleunigung der Zeitalaufe verliert man nicht an Herrschaft, man gewinnt. Meint jedenfalls der Cyberexperte Gundolf S. Freyer-muth in seinem Essay

VON GUNDOLF S. FREYERMUTH

Schnelligkeit sei die einzig neue Sensation der Epoche, behauptete Aldous Huxley von der schönen neuen Welt des frühen 20. Jahrhunderts. In seiner Lebenszeit hatten Eilzüge und Silberpfeile, Telefon, Radio und Tonfilm für ein industrielles Tempo gesorgt, wie es Charles Chaplin 1936 in „Moderne Zeiten“ karikierte. Seitdem ist alles nur noch schneller geworden. Wir sind Zeitgenossen eines historischen Beschleunigungsschubs, der die Industrialisierung im Nachhinein gemütlich aussehen lässt. Aus dem Sekundentakt, den sie über die Menschheit brachte, sind längst Nanosekunden geworden, Zeiträume so kurz und klein, dass sie von den menschlichen Sinnen nicht mehr als Abläufe, sondern nur noch als Gleichzeitigkeit empfunden werden können.

Beliebtestes Symbol für die industrielle Beschleunigung war das Maschinenrad, dessen atemloser Lauf Raum und Zeit fraß. Die Digitalisierung steigert diese Raserei zur schieren Augenblicklichkeit. Der Schlüsselbegriff der digitalen Epoche ist *real time*, Echtzeit. Ihr natürlich englischsprachiges Zauberwort lautet *instant* – wie in *instant camera* oder *instant approval*, bei denen ein Wunsch wie von der Märchenfee mit seiner Äußerung erfüllt wird.

Dank Internet, WWW und fortschreitender Digitalisierung der Datenbestände ist solche Echtzeit alltäglich erfahrbar – was Kommunikation und Informationen angeht, die bis vor kurzem zeitraubend recherchiert werden mussten. Im Realraum hingegen lässt sich dergleichen Unmittelbarkeit naturgemäß schwerer erzeugen. Immer mehr soziale Vorgänge werden daher virtualisiert und können dann Echtzeitergebnisse bieten: vom Banking und Trading über das Shopping, bei dem der Kunde Software direkt herunterlädt oder zumindest Zugriff auf den Echtzeitlagerbestand erhält, bis zur Eintragung von Firmen via WWW, die, jedenfalls in den USA, binnen Stundenfrist erfolgt. Das vielleicht deutlichste Indiz, dass – wie „Wired News“ jüngst schrieb – „*instant gratification*“ der nächste große Trend im E-Commerce ist“, stellen Direktzusteller wie Kozmo dar, die Online-Orders binnen einer Stunde ins Haus schaffen. Tendenziell betreiben Kozmo und seine Konkurrenten *instant delivery* – die Ausdehnung des digitalen Tempos auf die analoge Alltagswelt.

Mehr noch als der Konsum hat sich freilich die Warenproduktion beschleunigt. Von den verkürzten Aktualitätsfristen für Informations- und Unterhaltungsangebote über die akzelerierte Produktion juristischer Dokumente aus Textbausteinen bis zur dramatischen Reduktion der Designphasen in der Architektur – in den meisten Branchen der Privatwirtschaft wird heute erheblich schneller und effektiver gearbeitet als noch vor einem Jahrzehnt. Die radikalsten Beschleunigungsprozesse finden sich, wo der globale Leidens- und Leistungsdruck am größten ist, etwa im Finanzverkehr oder in der Produktion elektronischer Güter.

Die meisten Firmen dieser Branchen haben komplette Bereiche wie Entwicklung und Lagerführung aus dem Real- in den Datenraum verlagert. Trendsetter Dell Computer behauptet dank der Virtualisierung der Produktionsdaten, einen PC nach Kundenwünschen binnen fünf Stunden bauen zu können – und gleichzeitig praktisch keinerlei Bauteile einzulagern. Diese Digitalisierung aller relevanten Firmendaten und Geschäftsprozesse zum Zwecke schnellerer Entscheidungsfindungen und beschleunigter Abläufe erklärte Bill Gates Ende Mai beim Gipfeltreffen der wichtigsten Firmenführer zur nächsten, dritten Phase des Internet: „Wir stehen vor dem Übergang von einer zum größten Teil noch

Digitale Echtzeiten

Computer und Internet beschleunigen die Lebensrhythmen und geben neue Handlungsfreiheit

Offline-Ökonomie zu einer Echtzeit-Online-Ökonomie.“

Der Akzeleration der Arbeit und dem Geschwindigkeitstraining wachsender Bevölkerungsteile korreliert das Tempo von Kunst und Unterhaltung. Besonders deutlich wird das am Beispiel der laufenden Bilder. Die einst so hastigen Slapstick-Komödien des Stummfilms, auch die rasanten Komödien der dreißiger und vierziger Jahre, erscheinen heute leicht langatmig. Dasselbe stimmt für die nichtfiktiven medialen Bilder und Töne. Ein Beispiel gibt die Kürze der so genannten *soundbites*, der O-Töne in den US-Abendnachrichten: Durften Politiker 1968 im Schnitt 43 Sekunden ununterbrochen quasseln, waren es 1988 noch 9,8 und 1996 nur mehr 7,2 Sekunden. „Falls es eine ultimative Grenze für die Geschwindigkeit von Unterhaltung gibt, müssen wir uns ihr jetzt nähern, so wie die olympischen Sprinter asymptotisch sich der menschenmöglichen Grenze für den 100-Yard-Wetlauf nähern“, schreibt James Gleick in „Faster: The Acceleration of Just About Everything“. Charakteristisch für das eskalierende Lebenstempo scheint ihm *rushwear*, Kleidung, die auf zeitraubende Schnürsenkel und Knöpfe zu Gunsten von *Instant-Klettband* verzichtet.

Mit der digitalen Geschwindigkeit und der Zahl ihrer Fans wächst die ihrer Gegner. Viele wollen der Beschleunigung entkommen, sie suchen nach Zeitfalten, gemächlichen Geschwindigkeitsnischen. Sten Nadeln beschrieb 1983 die „Entdeckung der Langsamkeit“. Mario Vargas Llosa gestand, als er 1996 den Friedenspreis entgegennahm, er fühle sich als „Dinosaurier mit Hose und Krawatte, umstellt von Computern“. Und Milan Kundera klagt: „Schnelligkeit ist die Form der Ekstase, die der Menschheit von der technischen Revolution geschenkt wurde“ – ein Danaergeschenk.

Geschwindigkeit ist jedoch keine absolute Größe. Jede Zivilisation bildet eigene Tempi aus, spezifische Konzepte von Dauer und Vergänglichkeit. In den ersten städtisch-bürokratischen Gesellschaften brachte etwa das Erfordernis, soziale Abläufe wie religiöse Zeremonien und weltliche Geschäfte abzustimmen, die Erfindung portionierter Tageszeiten. Sie wurden mit öffentlichen Sonnenuhren gemessen – eine Beschleunigung des Alltags, gegen die Plautus bereits vor 2200 Jahren wettelte, weil die Uhren Unruhe erzeugten und seinen „Tag in jämmerlich kleine Portionen zerhackten“.

Vollends auf den Leib rückte die Zeit den Menschen mit der Industrialisierung. Nun mussten die individuellen Rhythmen mit maschinellen und sozialen Großapparaten synchronisiert werden: in der Produktion, im Transportwesen, im Umgang mit der wachsenden Bürokratie. Außerdem setzte Technik menschliche Körper Geschwindigkeiten aus, die nie zuvor ein Mensch erfahren hatte. Diese Umwälzung des Raum-Zeit-Gefüges beschrieb Heine nach Einführung der Eisenbahn aus dem französischen

Exil: „Mir ist, als kämen die Berge und Wälder aller Länder auf Paris angerückt. Ich rieche schon den Duft der deutschen Linden; vor meiner Türe brandet die Nordsee.“

Nicht alle begeisterte der Zugewinn an Lebenstempo. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ließ das Schnellerwerden der Eisenbahn Ärzte behaupten, mehr als 55 Stundenkilometer würden die Knochen der Passagiere zermahlen. Später richtete sich der Widerstand gegen das Automobil. In der Schweiz wurde es zum „Volkseind“ erklärt und im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, als Tourenwagen 60 Stundenkilometer erzielen konnten, zum Zwecke der Entschleunigung mit einer Höchstgeschwindigkeit von innerorts zehn und auf Landstraßen 30 Stundenkilometern belegt – wobei die „natürliche“ Langsamkeit von Pferdekutschen das Maß darstellte. Allen Protesten zum Trotz prägte die industrielle Beschleunigung die Zeitgenossen, von der schnelleren Sprache in den Großstädten bis zur avantgardistischen Kunstproduktion. Beethovens neue Tempi, die verwischten Werke des Impressionismus, die atemlos laufenden Bilder des Kinos, montierte Großstadtdromane, abgehackte Großstadtdenkmäler – sie drückten das neue Lebenstempo aus. Die Langsamkeit der vor-digitalen Zeit, der heute viele nachtrauern, ist insofern höchst relativ. Was uns gemütlich anmutet, schien der agrarischen Mentalität so unumsehlich beschleunigt wie heute die digitalen Geschwindigkeiten jenen, deren Sinne industriell geprägt sind.

Der Anfang vom Ende dieser analog-industriellen Zeit datiert auf die erste Ammoniak-Atomuhr. Sie wurde 1949 in den USA in Betrieb genommen und ermöglichte eine Genauigkeit, wie sie digitale Technik erfordert. In den Fünfigern, als sich der Einsatz von Computern in der Spitzenforschung, beim Militär und in den großen Konzernen verstärkte, wurde dann der Schlüsselbegriff der digitalen Zeit geprägt: *real time*. Für sie gab es zuvor aus Mangel an entorteten Parallelprozessen kein eigenes Wort. Die neue Echtzeit bezeichnete insofern die Globalisierung *avant la lettre*. Erst mit dem Ausbau weltläufiger Netze, in deren Knotenpunkten überall dieselbe Zeit herrscht, begann sich ihr Potenzial zu realisieren.

Der Übergang von einem nach Jahrzehnten zählenden Innovationstempo zum Rhythmus von Gordon Moores Gesetz, das eine stete Verdopplung der Rechenkraft binnen 18 Monaten behauptet, führt nun zu neuen Kollisionen zwischen differierenden Zeit-Räumen. Am Ende des 20. Jahrhunderts existierten temporale Konflikte fast nur noch zwischen entwickelten und unterentwickelten Ländern, auch zwischen westlichen Demokratien und retardierten Diktaturen des Ostblocks. Heiner Müller, ein Pendler zwischen den Welten, sagte einmal, die Mauer markiere die Grenze zwischen zwei Geschwindigkeiten. Nach ihrem Fall machte eine ganze Nation, deren eine Hälfte

te bereits mit den Anfängen des digitalen Tempos zurecht kommen musste und deren andere selbst nach industriellen Kriterien langsam lebte, die Erfahrung vom verschiedenen Rhythmus der Arbeit, der Warenströme, der Kommunikation. Was dann die Mauer im Kopf genannt wurde, war wesentlich eine anders tickende innere Uhr.

Mit der Digitalisierung werden diese interkulturellen Zeitkonflikte wieder so binnenkulturell, wie sie es beim Übergang von der agrarischen zur industriellen Epoche waren. Mindestens drei Geschwindigkeiten finden sich in entwickelten Nationen: Erstens ein Tempo, das aus der Frühzeit der Industrialisierung überdauerte, etwa in den Bürokratien und in Apparaten wie öffentlich-rechtlichen Anstalten oder Buchverlagen. Von Ausnahmen abgesehen, agiert man dort in vielmönatlichen, bestenfalls mehrwöchigen Fristen. Zweitens die Rhythmen der elektronischen Moderne, wie sie in wettbewerbsfähigen Betrieben, bei vielen Dienstleistern und Selbstständigen üblich sind. Deren Reaktionszeiten bemessen sich nach Tagen. Und drittens breitet sich ein digitales Tempo aus. Es rechnet in 24-Stunden-Rhythmen und tendiert zum Ideal der Echtzeit. Ganz automatisch verbinden sich mit diesen unterschiedlichen Zeitbegriffen andere Wirklichkeitsauffassungen und Wertvorstellungen. Wer etwa in den High-Tech-Industrien tätig ist und zum Umgang mit den Behörden eines beliebigen Industrielandes gezwungen wird, kann immer wieder die Erfahrung eines kulturellen Jet-lag machen und den Schrecken erfahren, in eine Art schwarzes Zeitloch zu fallen, aus dem ein rechtzeitiges Entkommen kaum möglich ist. Was dem einen die Hölle scheint, mag dem anderen die Heimat sein. Davon zeugt der Kulturkampf um die Zeit, der seit Jahren in Kulturspalten und Sonntagsreden ausgetragen wird. Verstehen lässt sich die Dauerdebatte als Konflikt zwischen dem Beharrungswillen der von industrieller Romantik geprägten Elitekultur und der zentrifugalen Schubkraft digitaler Technologien. Dabei argumentieren Beschleunigungsbefürworter wie Ex-Bundespräsident Roman Herzog gegen eine lautstärkere Feuilleton-Phalanx von Bremsern und Lobrednern der Langsamkeit.

Günter Grass forderte vor Jahresfrist gänzlich unironisch, „in allen Schulen einen Kurs zur Erlernung der Langsamkeit einzuführen“. Sein Zweck: „die bewusste Verzögerung. Das bis zum Stillstand gebremste Tempo.“ Auch der bestsellernde Philosoph Rüdiger Safranski verlangt eine „Verlangsamung des Denkens, die sich dem Problem der Zeit entzieht“. Und ein österreichischer Philosophen-Kollege ging gar so weit, Tempus e.V. zu gründen, einen Verein zur Entschleunigung und Verzögerung der Zeit.

Die meisten Apologeten des Sich-Zeit-Lassens appellieren mit der bedächtigen Wendung gegen den angeblichen Tempowahn der Turbogesellschaft an einen industriell geprägten *common sense*. Das Zentralargument: Die neue Geschwindigkeit orientiert sich nicht an menschlichen Bedürfnissen, sondern an ökonomischen Vorgaben – als gäbe es ein Leben jenseits der Ökonomie, das nicht im Elend oder in von sozialer Gewalt geprägten Umverteilungsverhältnissen wie jenen des Ostblocks endete. Die spiegelgleichen Versuche, die Vergangenheit gegen die Zukunft zu verteidigen, erinnern insofern an den Widerstand, den einst die alten Eliten der Industrialisierung leisteten, Dichter voran. Wer vom Pro-

duktionsprozess enthoben lebt, scheint bei Anbruch neuer Epochen stets von einem besonderen Zeitschock befallen.

Recht haben die Geschwindigkeitsfeinde darin, dass die Fans digitaler Zeiten, wo sie die notwendige Beschleunigung rein ökonomisch rechtfertigen, zu oberflächlich denken. Denn so entscheidend die Digitalisierung für das wirtschaftliche Überleben ist, sie bringt weiter gehende Vorteile: mehr Menschlichkeit. Nicht umsonst hat sich, so Gleick, „die Menschheit nicht ein einziges Mal für die Langsamkeit entschieden.“ Denn ohne Beschleunigung gelang noch keine Modernisierung und ohne Modernisierung keine nachhaltige Verbesserung der Lebensumstände. Verharren und Verzögern sind Vorlieben privilegierter Gruppen. Ihre Langsamkeit ist ein Luxus wie der jener Dandys, die in den Pariser Passagen des 19. Jahrhunderts im Protest gegen das industrielle Tempo Schildkröten an der Leine spazieren führten. Bei all ihren negativen Aspekten beseitigte die industrielle Revolution jedoch unendlich mehr Leiden, als sie verursachte. Nicht anders bringt heute

die Digitalisierung mit dem ökonomischen auch einen Humanisierungsschub. Zentral ist die Reindividualisierung des Alltags. Sie strebt nach Aufhebung der Vermassung, die bereits Goethe in den „Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffen und allen möglichen Facilitäten der Communication“ befürchtete. Denn die industriellen Großtechnologien stießen nicht nur standardisierte Massenwaren aus, sie waren auch einzig durch Unterdrückung individueller Eigenarten und Vorlieben in Gang zu halten. Zwangs-

läufig begann mit den Fabriken daher die Herrschaft der sozialen Apparate. Binnen weniger Jahrzehnte trat, wie Fürst von Pückler klagte, die „Bürokratie an die Stelle der Aristokratie“. Mit ihr triumphierten die endlos mahelnden Mühlen des industriellen Kollektivs über die Ansprüche und die begrenzte Lebenszeit des Individuums. Gleich rechnete aus, dass bis heute der durchschnittliche Amerikaner mehr Zeit auf das Ausfüllen von Regierungsformularen verwendet als auf Sex. Wem aber am Tag nur eine halbe Stunde geraubt wird, der verliert im Laufe eines 80-jährigen Lebens fast zwei Lebensjahre.

Wenn eine Verhaltensweise den Alltag der zu Ende gehenden industriellen Epoche kennzeichnete, war es das Anstehen: der Wechsel zwischen dem fremdbestimmten Warten des Einzelnen darauf, dass ein maschineller oder sozialer Apparat für ihn Zeit fand, und seiner dann möglichst geistesgegenwärtigen Reaktion – am Fabrikfließband, an den Haltestellen der öffentlichen Verkehrsmittel, vor den Schaltern von Ämtern oder an den Grenzen der Nationalstaaten. In der industriellen Organisation des Lebens diktiert(en) Apparate das Tempo.

Die für den digitalen Alltag charakteristische soziale Tätigkeit ist dagegen der Mausclick, die selbstbestimmte Bewegung, mit der jeder von uns gegenüber den maschinellen und sozialen Apparaten die eigenen Bedürfnisse und die eigene Zeit durchsetzen kann. Die von Computer und Internet geprägte Beschleunigung des sozialen Lebens lässt den Einzelnen haben, was er will, wann er es will. Die soziale Durchsetzung digitaler Echtzeiten verspricht damit nichts weniger als einen historischen Demokratisierungsschub: nie gekannte (Handlungs-)Freiheit und in Konsequenz eine qualitativ neue Souveränität des Individuums.

NACHRICHTEN

VACLAV HAVELS GEFÄNGNISBRIEFE

Briefe, die der heutige tschechische Präsident Vaclav Havel aus der vierjährigen Haft an seine erste 1985 verstorbene Frau Olga geschrieben hat, werden auf einer Ausstellung im Prager Museum des Nationalen Schriftguts gezeigt. Der Bürgerrechtler Vaclav Havel war vom kommunistischen Regime im Mai 1979 wegen „Gründung einer illegalen Vereinigung“ zu viereinhalb Jahren Gefängnis verurteilt worden. Einen Teil dieser Korrespondenz veröffentlichte Havel 1989 unter dem Titel „Briefe an Olga“, einige Briefe werden jetzt erstmals der Öffentlichkeit zugänglich.

KEIN PREIS FÜR BENJAMIN WILKOMIRSKI

Die Literaturkommission der Stadt Zürich hat den Preis zurückgenommen, mit dem sie 1995 Benjamin Wilkomirski für sein Buch „Bruchstücke“ auszeichnete, nachdem der Historiker Stefan Mächler lückenlos bewiesen hat, dass es sich dabei um eine autobiografische Fälschung handelt. Die Kommission begründete die Rücknahme damit, dass es unzulässig sei, sich im Sinne einer „Wunschidentität“ als Opfer des Holocaust darzustellen, unter dem Millionen Menschen gelitten haben. Wilkomirski, ein Schweizer, der in Wirklichkeit Bruno Doesseker heißt, ist, entgegen seiner Darstellung, nie in einem Konzentrationslager gewesen, sondern hat die Geschichte von jüdischen Bekannten übernommen und sich den Namen Wilkomirski nach einer polnischen Muiserikerin zugelegt. Zweifel an der Richtigkeit seiner Autobiografie hatten zunächst der Berner Journalist Daniel Ganzfried und die englische Publizistin Elena Lapin ausgesprochen. Gegen Doesseker läuft ein Strafverfahren wegen Betrugs.

ZÜRCHER KUNSTPREIS AN PETER VON MATT

Der mit 50 000 Franken dotierte Kunstpreis der Stadt Zürich geht an den 63-jährigen Germanistikprofessor Peter von Matt, der für seine Literaturkritik und essayistischen Arbeiten 1991 bereits mit dem Johann-Heinrich-Merk-Preis ausgezeichnet wurde, 1994 den Johann-Peter-Hebel-Preis des Landes Baden-Württemberg und 1997 den Preis der Frankfurter Anthologie erhielt.

MANUSKRIPTE-PREIS AN ELFRIEDE JELINEK

Mit dem diesjährigen „Manuskripte“-Preis des Landes Steiermark wird die österreichische Schriftstellerin Elfriede Jelinek geehrt in Anerkennung ihrer seit drei Jahrzehnten dauernden Verbindung zu der avantgardistischen Grazer Literaturzeitschrift „Manuskripte“. Frühere Preisträger waren unter anderen Barbara Frischmuth, Alfred Kolleritsch, Jürg Laderach und Friederike Mayröcker.

KLEIST-PREIS AN BARBARA HONIGMANN

Die gebürtige Berlinerin Barbara Honigmann wird am 14. Oktober für ihre Werke „Soharas Reise“ und „Alles, alles Liebe“ mit dem Kleist-Preis geehrt. Der Kleist-Preis galt als die bedeutendste literarische Auszeichnung während der Weimarer Republik und wurde, nachdem er 1932 letztmals verliehen worden war, 1985 neu begründet. Diesjähriger Juror war der Theaterregisseur Luc Bondy.

HEINE-PREIS AN W. G. SEBALD

Der an der britischen Universität Norwich lehrende deutsche Literaturwissenschaftler und Schriftsteller W. G. Sebald erhält den seit 1972 vergebenen Heine-Preis der Stadt Düsseldorf, der in diesem Jahr erstmals mit 25 000 Euro dotiert wird. Sebald, dessen Werke bei Hanser in München erscheinen, ist bekannt geworden durch seine Prosawerke „Schwindel. Gefühle“ und „Die Ringe des Saturn“ sowie durch seine Porträts von Gottfried Keller bis Robert Walser unter dem Titel „Logis in einem Landhaus“. Die Jury hat ihm den Preis zuerkannt in Würdigung seiner „suggestiven Prosa“ im „Dienst der Arbeit an der Erinnerung“, die „das Bild des Menschen“ verteidigt.

DRAMATIKERPREIS AN RAINALD GOETZ

Die Jury der Mühlheimer Theatertage hat Rainald Goetz für sein Stück „Jeff Koons“ zum Dramatiker des Jahres gekürt, der ihm damit bereits zum dritten Mal zugesprochen worden ist.